

Der berühmteste Zürcher der Welt

Yello-Musiker, Künstler, Filmemacher, Autor, Landwirt und Schokoladenproduzent. Wie Dieter Meier, 76, das Skurrile zum Erfolgsmodell gemacht hat.

Thomas Renggli

Boris Blank und Dieter Meier: Oh Yeah – Yello 40. Edition Patrick Frey. 500 S., Fr. 59.90

Restaurant «Bärengasse», einen Steinwurf vom Paradeplatz entfernt. Im Zentrum der Finanzwelt liegt Zürichs schönste argentinische Enklave. Hier wird das «Ojo de Agua»-Beef serviert, die Nummer eins beim «Kassensturz»-Test, und man kann argentinische Weine der Extraklasse geniessen. Doch wir treffen uns nicht zum Essen. Meier gewährt Einblick in seine bunte Lebensgeschichte, in der es noch heute kaum kreative Grenzen gibt. Auf die Minute pünktlich erscheint er, setzt sich in den hinteren Teil des Lokals, bestellt einen Fernet-Branca mit Eis und beginnt mit seiner unverwechselbaren Stimme zu erzählen. Der Zuhörer fühlt sich, als sei er unvermittelt in ein MTV-Video aus den 1990er Jahren geraten.

Start als Fehlbesetzung

Seit einem halben Jahrhundert steht Meier in der Öffentlichkeit, vor vierzig Jahren hat er mit der Elektropopband Yello die Musikszene aufgemischt. Mittlerweile hat er sich von seinem ursprünglichen Kerngeschäft emanzipiert. Er besitzt in Argentinien 80 000 Hektar Land, baut Wein und Nüsse an, züchtet Rinder. Und seit rund drei Jahren stellt er in der Schweiz Schokolade nach einem neuen Prinzip her – mit weniger Zucker, aber einem deutlich grösseren Kakaoanteil. Die Produktion nennt er «meine grössenwahnsinnige Schokoladenfabrik, die nach Jahren klein gestartet ist, internationale Preise gewinnt und ab Juni Starbucks in Seattle und New York beliefern wird».

Noch immer sei er aber zu einem «recht grossen Teil» Musiker, sagt Meier. In Argentinien ziehe es ihn nach der Rundreise zu den verschiedenen Anbaugeländen meistens nach Ojo de Agua, einem Landgut in der Nähe von Mar del Plata. Dort habe er eine Gitarre und klimpere mit seinen sieben Akkorden ins Leere. Neben Yello tritt er mit der Akustikband «Out of Chaos» auf. In mehreren Monaten entstünden aus dem rat-

losen Geklimper in Argentinien wie zufällig die Songs: «Da ich keine Noten lesen kann, spiele ich den Musikern Texte und Lieder vor. Nach ein paar Wochen geht's ab auf Tournee.»

Aber auch Yello bleibt für ihn aktuell. Die letzten beiden Alben – in den Jahren 2016 und 2020 – landeten in den Top Ten. Und das soll's nicht gewesen sein. Doch die neue Realität in der Szene relativiert vieles: «Wenn du in der Schweiz heute Platz eins erreichst, heisst das noch gar nichts.» Mit den neuen Streamingdiensten wie Spotify könne ein Musiker kaum

«Wenn du in der Schweiz heute Platz eins erreichst, heisst das noch gar nichts.»

mehr überleben. «Wenn du eine Million Streams hast, kriegst du, wenn alles gutgeht, ein paar hundert Dollar. Alle verdienen, nur die Musiker schauen in die Röhre. Die gute Zeit von Yello war glücklicherweise noch im Vinyl- und CD-Zeitalter. Alles in allem verkauften wir rund vierzehn Millionen Tonträger.»

Das sei vor allem Boris Blank zu verdanken. Seine Sounds sind oft für Hollywoodfilme verwendet worden; unter anderem für «Ferris macht blau» – und dort kommt das mittlerweile legendäre «Oh Yeah» vor. Meier muss schmunzeln, wenn er davon erzählt: «Das ist vermutlich einer der minimalistischsten Songs der Musikgeschichte. Es heisst darin nur: «The moon, beautiful; the sun, even more beautiful. Oh Yeah!»»

Mit ihrem überwältigenden Erfolg hatten sie nie gerechnet: «Boris war süchtig nach seinen Klangwelten und verdiente sein Brot als Lastwagenfahrer, der Rest war ihm egal, solange er nur Musik machen konnte.» Er selber sei als Sänger eigentlich eine Fehlbesetzung gewesen: «Da ich die Töne nicht getroffen habe, brumme ich eintönig mit tiefer Stimme. Die experimentalen Sounds von Blank, zusammen mit den avantgardistischen Videos, brachten uns aber den unerwarteten Erfolg – bis ins Museum of Modern Art in New York.»

Die Begegnung mit Boris Blank habe sein Leben wie kaum ein anderes Ereignis verändert, sagt Meier: «Ich war schon ein älterer Knabe, 28, 29 Jahre. Damals spielte ich in Zürich mit verschiedenen Punkbands – nach dem Prinzip: «Achtung, fertig, los.»» Das sei immer ein Riesengeschrei und ein gewaltiges Tohuwabohu gewesen, mit einem nicht zu unterschätzenden Gefahrenpotenzial: «Oft kriegte man volle und leere Bierbüchsen angeworfen, wenn die Punks nicht zufrieden waren. Den leeren kann man ausweichen – die sind langsam. Die vollen dagegen fliegen schnell – und sind nicht ganz harmlos.»

Meier ist das typische Beispiel eines Autodidakten. Er nahm nie Gesangsunterricht und hatte nie eine Gitarrenausbildung. Vielmehr ging er einer alternativen Form des Geldverdienens nach: als professioneller Pokerspieler. Mit diesem Geld habe er eine Gitarre gekauft, obwohl er gar nicht spielen konnte: «Ich demontierte alle Saiten bis auf eine – und produzierte damit einen indischen Singsang. Das war unvorstellbar dilettantisch.»

Blackout im Mafia-Schuppen

Trotzdem sollte das Instrument der Schlüssel zu seinem Erfolg werden. Er hatte damals mit einer Band namens Fresh Color eine Single beim Label Periphery Parfum aufgenommen. Dort kam der tschechische Produzent Paul Vajsabel ins Spiel, dessen Plattenladen als Mekka für Fans unerhörter Musik galt. Ihm gefiel die Musik von Boris Blank, aber er fand, dass eine Stimme fehle. So versprach er Blank, dass er ihn produzieren werde, wenn Meiers Stimme dazukomme. Für Blank sei dies eine doppelte Katastrophe gewesen, sagt Meier: «Erstens wollte er keinen Sänger, sondern nur instrumental produzieren – und zweitens wollte er schon gar keinen Sänger, der nicht singen konnte.» Meier denkt, dass man ihre Musik heute wohl als Rap bezeichnen würde. Und prompt begeisterten sich vor allem Afroamerikaner für den Sound – allerdings in der Annahme, dass es sich bei den Künstlern um zwei schwarze «Avantgarde-rapper» von der Westküste handle, wie Meier



Zweifel hin oder her: Dieter Meier (l.) und Boris Blank; unterwegs auf Kuba, 1985 (oberes Bild).

erzählt. So seien sie zu irrsinnigen Plattenverträgen gekommen.

Doch ein Unheil nahte: Die Plattenfirma wollte, dass Meier und Blank wenigstens einmal in den USA auftreten. Dies geschah in einem illegalen Boxring in New York namens Roxy, vor 500 Zuschauern. «Morgens um zwei wurden wir von grossen schwarzen Männern in den Saal geführt. Boris hatte schon Angst, als wir reinkamen. Auf dem Tisch in der Garderobe lagen ungefähr fünfzig Messer und Pis-

tolen. Als wir von der legendären Partyqueen Dianne Brill mit den Worten «I give you Yello» angekündigt wurden, war es dunkel im Saal. Als die Scheinwerfer auf uns gerichtet waren, wurde es still. Totenstill. Die Leute dachten, sie würden verarscht – dass es unmöglich diese bleichgesichtigen Typen sein können, die diese schwarze Musik machen.»

Die Situation wurde ungemütlich: Weil es sich beim Lokal um einen Mafiaschuppen handelte, wo Kokain auf den Tischen lag und

die Nachbarn gelegentlich den Strom abzackten, kam es nach keinen zehn Minuten des Auftritts zum Blackout: Licht weg. Ton weg. Alles weg. Blank dachte, sein letztes Stündchen habe geschlagen und flüchtete unter seinen Synthesizer. Aber sie seien ungeschoren davongekommen. Der zweite Gig sei ein Erfolg geworden.

Dieter Meier ging immer unerschrocken seinen Weg – auch wenn er Normen sprengte und gegen Konventionen versties. Sein Vater, ein erfolgreicher Banker, habe ihm trotzdem nie Steine in den Weg gelegt – auch nicht als er sich mit einer skurrilen Aktion vor dem Zürcher Kunsthaus inszenierte. Er grenzte mit Holzplatten auf dem Boden ein Quadrat ein und liess sich von einer Eisenwarenfirma 100 000 Schraubenbestandteile liefern. Während einer Woche, jeweils von 8 bis 12 Uhr und von 13 bis 17 Uhr, zählte er diese Teile ab. «Ich inszenierte den absoluten Leerlauf, das komplette Nichts.»

Die Medien waren beeindruckt. Am dritten Tag der Aktion beschrieb ihn die *Neue Zürcher Zeitung* als bekannten Underground-Künstler – obwohl ihn damals niemand kannte. Meier – einen austauschbareren Namen kann man sich kaum vorstellen. Trotzdem war dies für den Künstler eher Würde als Bürde. Als er mit einer Punkband in Hamburg aufgetreten sei, folgte ihm ein Zuschauer nach dem Konzert und sagte zu Meier: «Deine Musik finde ich scheisse, aber dass du dich Meier nennst, ist das Grösste.»

Man könnte Dieter Meier stundenlang zuhören. Seine Geschichten sind so fantastisch, dass sie einem Schriftsteller als unglaublich ausgelegt würden. Aber sie sind wahr. Und

«Ich inszenierte den absoluten Leerlauf, das komplette Nichts.»

glücklicherweise wird man schon bald mehr vom bekanntesten Zürcher der Welt hören. Nachdem im letzten Dezember ein üppiger Bildband zum Vierzig-Jahr-Jubiläum von Yello erschienen ist, möchte Meier künftig seiner grossen Passion nachgehen: dem Filmmachen.

Während er seit zwanzig Jahren an einem Roman arbeitet, immer wieder alles in Frage stellt und umschreibt, ist das Filmen für ihn wie eine Erlösung. Liege das Drehbuch auf dem Tisch, müsse man jeden Morgen um neun Uhr am Set sein und drehen – Zweifel hin oder her. Es sei wie eine Befreiung oder wie wenn man mit dem Schiff über den Atlantik wolle, oder beim Bergsteigen eine Wand hoch. Da gebe es kein Zurück mehr, es sei, frei nach Stephan Remmler, für den Meier das «Da Da Da»-Video gedreht hat, die wunderbare Strophe: «Und dann kommt der Rhythmus, wo ich immer mitmuss.»